

Charlotte Busch, Britta Dobben, Max Rudel, Tom David Uhlig (Hg.)
Der Riss durchs Geschlecht

Forum Psychosozial

Charlotte Busch, Britta Dobben,
Max Rudel, Tom David Uhlig (Hg.)

Der Riss durchs Geschlecht

Feministische Beiträge zur Psychoanalyse

Mit Beiträgen von Regina Becker-Schmidt, Charlotte Busch,
Mira Kaszta, Julia König, Barbara Rendtorff, Simon Reutlinger,
Nora Ruck, Max Rudel, Tove Soiland, Nadine Teuber,
Ann-Madeleine Tietge, Tom David Uhlig und Sebastian Winter

Psychosozial-Verlag

Mit freundlicher Unterstützung von



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2018 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Collage © GegenFeuer

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

www.me-ti.de

ISBN 978-3-8379-2711-5 (Print)

ISBN 978-3-8379-7390-7 (E-Book-PDF)

Inhalt

Einleitung

7

Sozialisation

Was kann die Geschlechterforschung von der Psychoanalyse lernen? Und umgekehrt?

17

Barbara Rendtorff

Rätsel & Botschaft

33

Psychoanalytische Geschlechtertheorien zwischen Beziehung und Gesellschaft

Nadine Teuber

Die unendliche Prinzessin?

49

Psychoanalytische Ansätze in der pädagogischen Arbeit mit Mädchen

Charlotte Busch

Positionsbestimmungen

»Frauenmarkt«

71

Luce Irigarays Blick auf die selbstwertsteigernde Ökonomie männlicher Repräsentation, welche als Quelle von Ausbeutung von Marx übersehen wurde

Regina Becker-Schmidt

Der Umsturz des Ödipalen Ein feministisches Dilemma <i>Tove Soiland</i>	95
Abstraktion und Blindheit Geschlechtstheoretische Implikationen in Alfred Lorenzers Werk que(e)r gelesen <i>Julia König</i>	117
Blinde Flecken der Erkenntnis Überlegungen zu den psychologischen Mechanismen des Nicht-Wissens <i>Nora Ruck</i>	135
Normierungen	
Rückkehr in die Familie Sozialpsychologische Überlegungen zum Unbehagen neuer Väter <i>Sebastian Winter</i>	153
The Mamis and the Puppies Möglichkeiten und Grenzen von Heteronormativitätskritik in heterosexuell definierten Paarbeziehungen <i>Ann-Madeleine Tietge</i>	177
»Okay! Der Planet ist voll mit Menschen, du bist die einzige Frau, die genetisch männlich ist« Ein Selbsterfahrungsbericht zur Dominanz der Geschlechterdichotomie, basierend auf sechs narrativen Interviews mit intergeschlechtlichen Menschen <i>Mira Kaszta & Simon Reutlinger</i>	195
Wenn einem die Natur kommt Das Identitätsversprechen im Antifeminismus <i>Tom David Uhlig & Max Rudel</i>	211
Danksagung	231
Autorinnen und Autoren	233

Einleitung

Plötzlich zerreißt der Vorhang, der den Säugling von der Außenwelt trennt. Geworfen in eine grundsätzlich feindselige Umwelt, ist das Kind einem Bombardement von Sinnesempfindungen ausgesetzt, die es nicht begreifen kann: Licht, Temperatur, haptische Eindrücke und dieses merkwürdige Gefühl in der Leibesmitte, welches die Erwachsenen als Hunger identifizieren. Das Kind aber weiß nichts von Hunger, es kann auch noch gar nichts wissen, weil es noch niemand ist, der oder die wissen könnte. Hilflos ist es auf die anderen angewiesen, die seine Bedürfnisse interpretieren und damit erst wecken. Wer diese anderen sind, wird sich erst sehr viel später herausstellen, wenn das Kind erstmals bemerkt, dass es sich dabei überhaupt um andere handelt und nicht einfach um einen Teil von sich selbst. Es geht mit dieser Einsicht in die Geschiedenheit von den anderen, ohne die es kein Bewusstsein gäbe, eine unwahrscheinliche Kränkung einher: Nicht nur lässt sie erfahren, dass die Befriedigung der kindlichen Bedürfnisse von den anderen abhängig ist, sondern auch, dass das Kind kaum Kontrolle über deren Handlungen hat und – ebenso wie es sich selbst schwerlich verständigen kann – unentwegt mit Botschaften überhäuft wird, die es nicht versteht. Es gibt eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und den anderen, gleichzeitig aber sind sie es gerade, die das Kind mit seinem Begehrten bekannt gemacht haben, es ist ihre Stimme, die es hört, wenn es weiß, dass es Hunger hat. Was dieser Hunger früher einmal war, wird verschüttet bleiben, nachträglich wird er immer Hunger gewesen sein.

Das Kind wächst heran, lernt die einzelnen Körperteile zu einem mehr oder minder kohärenten Ganzen zu verbinden und ihre Funktionen zu beherrschen, bis der nächste Schlag es ereilt: Der anatomische Geschlechtsunterschied bzw. das, was als dieser interpretiert wird, bleibt nicht folgenlos. Das Kind lernt, dass

nicht jedes Liebesobjekt ein solches sein darf und auch, dass es selbst nicht alles sein kann. Vergeschlechtlicht zu werden bedeutet, zu verwerfen, Bindungen, Wünsche und Fantasien aufzugeben, sie in sich zu begraben. Aber es drängt nach außen, was die innere Krypta nicht halten kann. Es geht ein Riss durchs Geschlecht, wie auch das Geschlecht Risse durch das Subjekt schlägt. Ein irreduzibler Rest bleibt übrig und reibt sich fortwährend an den gesellschaftlichen Konventionen.

Dieser Rest, der zwangsläufige Bruch mit dem Ideal eines »ganzen« Geschlechts, ist es auch, was dazu beiträgt, dass Geschlecht nicht nur in der individuellen Lebens- und Leidensgeschichte ein Knackpunkt bleibt, sondern ebenso gesellschaftlich immer wieder neu verhandelt wird. Es wird laut und nicht selten hitzig diskutiert über Mütter, Frauenquoten, Toilettenzeichen oder Unterstriche. Der Geschlechterkampf, so scheint es, ist noch nicht vorbei und alle haben eine (mehr oder weniger fundierte) Meinung dazu. In jüngster Zeit ist dieser immer häufiger von restaurativen Tendenzen durchzogen, was in engem Zusammenhang mit dem Erstarken neurechter Bewegungen steht. Ob der frisch gebackene Präsident der USA, Donald Trump, der wiederholt öffentlich Frauen beleidigt und diffamiert, oder in Deutschland Parteien wie die AfD, die in ihrem Parteiprogramm die Rückkehr der Frau an den Herd fest verankert, oder »besorgte Eltern«, die sich vor Sexualaufklärung im Grundschulalter gruseln – sie alle sind Gallionsfiguren einer gesamtgesellschaftlich gedeihenden Tendenz. Denn anders ließen sich die breite Zustimmung sowie die geringe Skandalisierung kaum erklären. Umso wichtiger ist angesichts dieser politischen Entwicklungen eine fundierte Auseinandersetzung mit Geschlecht, um der oft emotional geführten Debatte wissenschaftlich informierte Perspektiven hinzuzufügen. In diesem Sinne zum differenzierten Nachdenken über Geschlecht anzustoßen, ist Anliegen dieses Sammelbandes.

Um besonders die konfligierende Verstrickung von Individuum und Gesellschaft in den Blick zu nehmen sowie nach latenten Antagonismen und sozialen Zuschreibungen im Spannungsfeld von Geschlecht zu fragen, liegt der paradigmatische Fokus des Buches auf psychoanalytischen Theorien. Die Beziehung feministischer und psychoanalytischer Theorie hat eine wechselvolle Geschichte, deren Ausgang bis heute umkämpft bleibt. Wurde die Psychoanalyse etwa seit den 1920er Jahren im politischen Versuch affirmativ aufgegriffen, die repressive Sexualmoral der bürgerlichen Gesellschaft zu entlarven und praktisch für die Liberalisierung weiblicher und frühkindlicher Sexualität zu kämpfen, geriet sie im Zuge der sogenannten zweiten Welle der Frauenbewegung zunehmend in die Kritik: Freuds Theorie sei androzentrisch, sie würde Weiblichkeit patholo-

gisieren und damit letztlich einen Teil zur Unterdrückung der Frau beitragen. Diese Kritik mündete zum Teil darin, »Gegenkonzepte« zu denen Freuds zu entwickeln, in denen Weiblichkeit emphatisch hervorgehoben wurde. Ungeachtet der strategischen Funktion, welche die Aufwertung weiblicher Sexualität in konkreten politischen Auseinandersetzungen gehabt haben mag, lief diese Kritik doch immer Gefahr, Weiblichkeit zu naturalisieren und damit die kritisierte Zuschreibungslogik zu reproduzieren. Demgegenüber ist die neuere feministische Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse vor allem von dem Versuch geprägt, Freud mit Freud gegen den Strich zu lesen: Das heißt nicht bloß den Zeitkern der Freud'schen Theorie herauszuarbeiten und ihn damit historisch zu situieren, sondern seine Theorien zu Weiblichkeit und Sexualentwicklung als radikale Offenlegung der Sozialisationsbedingungen in bürgerlich-patriarchalen Gesellschaften zu begreifen. Die phallokратischen Elemente der Freud'schen Psychoanalyse bringen in dieser Lesart die konkreten Machtverhältnisse auf den Begriff.

Im vorliegenden Band sind wir bestrebt, diese Rückkehr zu Freud in zeitgenössischen feministischen Auseinandersetzungen mit psychoanalytischen Theorien zu diskutieren. Die Beiträge schließen an eine forschungspraktische und theoretische Tradition an, deren Marginalisierung in breiten Teilen der akademischen Wissenschaft zu beobachten ist. Fragen der Geschlechterungleichheit werden häufig vor allem unter dem Gesichtspunkt sozioökonomischer Bedingungen diskutiert, wobei allzu oft deren Wechselwirkung mit individueller Sozialisation aus dem Blick gerät. Dabei sind es gerade die Effekte der Subjektgenese im Spannungsfeld gesellschaftlicher Strukturen, welche die Reproduktion von Geschlechterungleichheit bedingen. Psychoanalytische Theorien bieten – feministisch reflektiert – einen avancierten Verstehenszugang zu diesen Fragen. Sie tragen unbewussten Dynamiken Rechnung, die im Diskurs um sichtbare Benachteiligungen und realpolitische Bemühungen des Gender-Mainstreaming oft drohen verloren zu gehen. Die Beiträge schließen somit an Theorien an, welche die Dialektik von Individuum und Gesellschaft ins Zentrum ihrer Überlegungen stellen, um nach den psychischen Voraussetzungen dieses Missverhältnisses zu fragen. Es ist uns ein Anliegen, diese Einsichten wieder diskursrelevanter zu machen, um davon ausgehend sowohl Perspektiven weiterer wissenschaftlicher Auseinandersetzungen als auch politischer und pädagogischer Praxis aufzuzeigen.

Im ersten Teil – »Sozialisation« – geht es einführend um Prozesse der Vergeschlechtlichung aus psychoanalytischer Perspektive und die Frage danach, wie psychoanalytische Einsichten für feministische Anliegen fruchtbar gemacht

werden können und umgekehrt. Es werden hier strukturelle Lesarten psychoanalytischer Geschlechtertheorie entwickelt, die besonders den Aspekt des Verlustes in den Vordergrund rücken und damit dem Riss durchs Geschlecht nachzuspüren suchen.

Barbara Rendtorff stellt im Eingangsbeitrag die Frage: »Was kann die Geschlechterforschung von der Psychoanalyse lernen? Und umgekehrt?« Ausgehend von einigen grundsätzlichen Annahmen zur gegenseitigen Bereicherung beider Theorierichtungen, zeichnet sie nach, durch welche Missverständnisse und Fehldeutungen in der Theoriegeschichte ein produktives Zusammendenken von Psychoanalyse und Feminismus immer wieder herausgefordert wurde. Feministische Kritik an der Freud'schen Psychoanalyse habe oft konkretistisch verkürzte Lesarten entwickelt, die deren kritisches Potenzial verkenne. In Auseinandersetzung mit verschiedenen Perspektiven verdeutlicht Rendtorff, wie sich Feminismus und Psychoanalyse sinnvoll verbinden lassen und liefert gleichzeitig einen theoriegeschichtlichen Überblick über Entwicklung und Kernanliegen feministischer Psychoanalyse.

Einen Überblick über Prozesse der Vergeschlechtlichung aus psychoanalytischer Perspektive liefert *Nadine Teuber* in ihrem Beitrag »Rätsel & Botschaft. Psychoanalytische Geschlechtertheorien zwischen Beziehung und Gesellschaft«. Geschlechtwerdung vollzieht sich demnach im Kontext unbewusster Identifizierungen mit bestimmten Vorstellungen über Geschlecht, die kulturell tradiert sind. Diese schlagen sich auch in der psychoanalytischen Theoriebildung nieder. Mit den Identifizierungen gehen Verwerfungen einher, sodass der Prozess geschlechtlicher Sozialisation immer auch eine Verlustgeschichte ist. Zentral ist für Teubers Rekonstruktion von Vergeschlechtlichung das Konzept der/des Anderen in Anlehnung an Laplanche.

Anknüpfend an psychoanalytische Theorien zur Vergeschlechtlichung beschäftigt sich *Charlotte Busch* in ihrem Beitrag »Die unendliche Prinzessin? Psychoanalytische Ansätze in der feministischen Mädchenarbeit« insbesondere mit der geschlechtlichen Sozialisation von Mädchen und den damit verbundenen, durch die gesellschaftliche Ungleichheit im Geschlechterverhältnis bedingten Herausforderungen. Darauf aufbauend zeigt sie auf, dass feministische Mädchenarbeit unbewusste Gehalte geschlechtlicher Sozialisation nur unzureichend berücksichtigt und schlägt einen psychoanalytischen Perspektivwechsel für die pädagogische Arbeit mit Mädchen vor.

Der zweite Teil des Buches – »Positionsbestimmungen« – konzentriert sich auf unterschiedliche Diskurse und theoretische Perspektiven innerhalb feministisch orientierter Psychoanalyse bzw. psychoanalytisch inspirierter, feministischer

Theorien. Besonders die psychoanalytische Theorie ist mit einer permanenten Reformulierung und kritischen Hinterfragung ihrer Prämissen verbunden. Insofern stellt sich immer wieder neu die Frage nach ihren Begriffen, Bezugspunkten und Auslegungen. Auch feministische Theorien haben eine wechselvolle Geschichte unterschiedlicher Standpunktbestimmungen hinter sich und sind durchdrungen von Heterogenität. Die Autor_innen dieses Teils nehmen aus unterschiedlichen Perspektiven verschiedene Facetten bestehender Konzepte innerhalb psychoanalytischer bzw. feministischer Theorien in den Blick und entwickeln so Möglichkeiten, Geschlechtertheorie und Psychoanalyse neu zusammenzudenken.

Regina Becker-Schmidt untersucht in ihrem Beitrag »Frauenmarkt« Luce Irigarays Blick auf die selbstwertsteigernde Ökonomie männlicher Repräsentation, welche als Quelle von Ausbeutung von Marx übersehen wurde, das Verhältnis zwischen Ökonomie, generativer Reproduktion und Androzentrismus. Ausgangspunkt bilden Irigarays Konzept des »Frauenmarkts« und Meillassoux' »Frauentausch«, die beide unterschiedliche Lesarten einer materialistisch-ökonomisch gedachten Reproduktion patriarchaler Strukturen entwerfen. Becker-Schmidt fragt vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Transformationsprozesse mit dem Hinweis auf die Historizität männlicher Logiken nach deren Genese und Bedeutung in heutigen kapitalistischen Gesellschaften.

Tove Soiland untersucht in »Der Umsturz des Ödipalen: Ein feministisches Dilemma«, warum der aus dem Verschwinden der bürgerlichen Kleinfamilie resultierende Untergang des Ödipalen nicht zu der von der feministischen Theorie der zweiten Welle erhofften Freiheit geführt hat und sich stattdessen die geschlechtsspezifische Hierarchie und eine (neo-)patriarchale Herrschaft weiter erhält – warum also reproduziert sich das Geschlechterverhältnis trotz des Verschwindens traditioneller Zuschreibungen und in einer sich eigentlich egalitär begreifenden Gesellschaft? Dabei nutzt sie die Theorie Lacans und dessen Rezipent_innen, wie die Schule von Ljubljana oder Luce Irigaray: Anhand der Lacan'schen sprachtheoretischen Umformulierung der ödipalen Konstellation und des Wandels der für die lacanianischen Subjektkonstitution bestimmenden historischen Diskurse zeigt sie, wie sich die Möglichkeit des Genießens überhaupt verschiebt und trotz dieser Veränderung das Weibliche in der postödipalen Situation auf seinen Platz verwiesen bleibt.

In »Abstraktion und Blindheit. Geschlechtstheoretische Implikationen in Alfred Lorenzers Werk que(e)r gelesen« setzt *Julia König* die Sozialisationstheorie Alfred Lorenzers und Butlers Queer-Theory in ein produktives Verhältnis. Beide unternehmen den Versuch, Prozesse der Vergesellschaftung zu theoretisie-

ren, legen dabei aber unterschiedliche Prämissen zugrunde. Butler untersucht – an Foucault orientiert – Subjektivierungsprozesse als Diskurseffekte und bezieht sich dabei vor allem auf die Vergeschlechtlichung. Dahingegen argumentiert Lorenzer – Freud und der Kritischen Theorie folgend – materialistisch und nimmt, die Dialektik von erster und zweiter Natur reflektierend und die Verschränkung von Gesellschaft, Psyche und der konkreten Leiblichkeit in den Blick. Allerdings blendet er Weiblichkeit in seiner Theorie nahezu aus. Hier kann Butlers Fokus auf Geschlecht zu einer Bereicherung beitragen.

Aus einer erkenntnistheoretisch informierten Forschungsperspektive diskutiert *Nora Ruck* in »Blinde Flecken der Erkenntnis. Überlegungen zu den psychologischen Mechanismen des Nicht-Wissens« Möglichkeiten, wie die Psychologie von Standpunkttheorien und Intersektionalitätsansätzen profitieren kann. Hierfür verweist sie auf die in den 1970ern aufgekommenen, radikalfeministischen Praktiken des »consciousness-raising« und die dahinterliegende Feststellung, dass auch Unterdrückte Schwierigkeiten haben, sich ihrer benachteiligten Position gewahr zu werden. Ruck bezieht diesen Mechanismus auf die Epistemologie in der Psychologie: Auch Forschungsinteressen sind von der eigenen Positionierung geprägt. Ruck plädiert deshalb für die Einbeziehung intersektionaler Perspektiven in die (klinische) Psychologie.

Im letzten Teil des Buches – »Normierungen« – werfen die Autor_innen schließlich einen Blick auf Praktiken, Anrufungen und Diskurse, welche die einzelnen, die aus Geschlechterkonventionen herauszufallen drohen, wieder in dieses Netz einhegen. Berücksichtigt wird dabei, dass die Subjekte dieser Aufforderung zur Normierung nicht einfach gegenüberstehen, sondern dass diese durch das Subjekt selbst gehen. Selbstbehauptung wird so zu einem reflexiven Unterfangen, dessen Potenziale und Begrenzungen die Autor_innen ausloten.

Sebastian Winter beschäftigt sich in seinem Beitrag »Rückkehr in die Familie. Sozialpsychologische Überlegungen zum Unbehagen neuer Väter« mit dem Herausforderungen, vor denen die sogenannten »neuen Väter« stehen. Dabei zeigt er auf, dass der Versuch, als Vater im Rahmen der Elternschaft mehr Verantwortung zu übernehmen auch Schwierigkeiten enthält, die im Zusammenhang mit der eigenen geschlechtlichen, das heißt männlichen, Sozialisation stehen. Anhand von Interviews mit Vätern zeichnet er nach, welche Erschwernisse selbst bei einem äußerst (selbst-)reflexiven Umgang mit Geschlecht entstehen und wo möglicherweise auch Grenzen gesetzt und/oder erlebt werden und wie diese auch in der tiefenhermeneutischen Auswertung zum Tragen kommen.

Anknüpfend stellt *Ann-Madeleine Tietge* in ihrem Beitrag »The Mamis and the Puppies« die Frage, inwiefern auch innerhalb cis/heterosexueller Paarbezie-

hungen eine Kritik an Heteronormativität möglich ist und wo sie an ihre Grenzen stößt. Anhand der empirischen Ergebnisse ihrer Dissertation identifiziert sie zwei paradoxe entscheidende Mechanismen: Einerseits distanzieren sich Partnerin und Partner auf manifester Ebene von männlicher Dominanz und Ernährerrolle sowie von weiblicher Unterordnung als Sexualobjekt oder hausfrauklassischen Rollenvorstellungen. Andererseits zeigt sich auf latenter Ebene mithilfe in einer der tiefenhermeneutischen Interpretation, dass beide über die unbewusste Reproduktion einer Mutter-Sohn-Beziehung in einem Herrschaftsverhältnis zueinander stehen. Dieses zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass dem Partner die Möglichkeit der Selbstverwirklichung durch die mütterliche Selbstaufopferung der Partnerin zugestanden wird.

Mira Kaszta und Simon Reutlinger berichten in ihrem Beitrag »Okay! Der Planet ist voller Menschen und du bist die einzige Frau, die genetisch männlich ist« über ihre subjektiven Erfahrungen in der Forschung mit intergeschlechtlichen Menschen. Ausgehend von einer qualitativen Interviewstudie stellen sich die beiden ihren eigenen Geschlechterrollenbildern, analysieren ihre eigenen Verstrickungen mit normativen Vorstellungen über Geschlecht und eröffnen dadurch einen Zugang zur Lebenswelt intergeschlechtlicher Menschen. Dabei zeigen sie auf, mit welchen Schwierigkeiten Menschen ohne ein (scheinbar) eindeutiges Geschlecht konfrontiert sind und welche Lösungsstrategien sich Betroffene aneignen, um in einer heteronormativen Welt zu bestehen.

Abschließend schreiben *Tom David Uhlig* und *Max Rudel* in ihrem Beitrag »Wenn einem die Natur kommt« gegen den Essenzialismus des zeitgenössischen Antifeminismus an, der derzeit durch die Medien und auf der Straße umhergeht. Dabei geht es ihnen um das Aufzeigen von psychoanalytischen und praxeologischen Möglichkeiten des Argumentierens – nicht nur gegen die reaktionären Naturglauben der Rechten und Konservativen, sondern auch gegen den Versuch der Herstellung eines widerspruchlosen Subjektes und den sprachzentrierten Labelingfetischismus eines auf Identitätspolitik reduzierten Feminismus.

Sozialisation

Was kann die Geschlechterforschung von der Psychoanalyse lernen? Und umgekehrt?

Barbara Rendtorff

Geschlechterforschung und Psychoanalyse sind kein harmonisches Paar. Der Verdacht, dass die Psychoanalyse als patriarchalische Theorie die Geringer-Bewertung des Weiblichen betreibe, hat den Blick der feministischen Kritikerinnen immer geleitet. Dabei sind sich beide ähnlicher als manche denken, denn beide arbeiten in gewissem Sinne »gegen den Zeitgeist«. Auch wenn Freud im Unterschied zur Geschlechterforschung sicherlich kein »emanzipatives« oder gar gesellschaftspolitisches Interesse verfolgte, so hat er doch an seinen Thesen und Theorien weitergearbeitet und an ihnen festgehalten, auch wenn sie ihn in Dissens zu seiner Gesellschaft brachten. Geschlechterforschung und Psychoanalyse teilen auch die Intention, sich nicht von dem jeweils zeitgeprägten Denken auf das »Funktionieren«, die widerspruchsfreie Einordnung in gesellschaftliche Geschlechterkonstellationen festlegen zu lassen und die Konventionen, von den Konzepten der (Hetero-)Sexualität bis zur »bürgerlichen Liebe«, als gegeben, gültig und normal anzusehen. Freuds wesentlicher Beitrag lag ja darin, das Subjekt dahin zu führen, »das Prekäre seiner Identität anzuerkennen« (Leiser, 2000, S. 12), zu zeigen, wie komplex und widersprüchlich das menschliche Seelenleben ist und dass individuelle Auffälligkeiten und individuelles Leid letztlich nur aus dem Kontext von Interaktionsweisen verstanden werden können, die »von den objektiven gesellschaftlichen Prozessen bestimmt werden« (Lorenzer, 1972, S. 159).

Deshalb habe auch ich, wie viele Frauen meiner Generation, als »feministische Leserin« aus der Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse sehr viel gewonnen – das ist die Basis meiner Überlegungen.

Die feministische Kritik an Freud konzentriert sich üblicherweise auf sein Konzept von Weiblichkeit. Allerdings möchte ich diesem Themenfeld einige all-

gemeinere Überlegungen voranstellen, die das Potenzial der Psychoanalyse für die Geschlechterforschung beleuchten – nicht zuletzt weil die feministische Debatte durch die Konzentration auf diesen Ausschnitt, verbunden mit einer oft sehr verkürzten und verkürzenden Lektüre, viele eigentlich produktive Elemente der psychoanalytischen Theorie aus dem Blickfeld verloren hat (und noch verliert). Feministische Kritik ist ja nicht nur auf Geschlechteraspekte im engen Sinne konzentriert – was sie am meisten interessieren muss und auch in anderen Zusammenhängen immer interessiert hat, ist eine sehr grundsätzliche wissenschaftskritische Perspektive, die sich nicht nur an einzelnen Ergebnissen abarbeitet, sondern Strukturen und Denkgewohnheiten analysieren *und* die durch diese verursachten Verdeckungen und Gewichtungen herausarbeiten will.

Der zentrale Impetus feministischer Wissenschaftskritik ist deshalb, neben der Diskussion und Überprüfung konkreter Ergebnisse und dem Zweifel an ihnen, immer auf zweierlei gerichtet: auf die Dimension von Macht und Herrschaft, die in den Diskursen und dem Objektivitätsanspruch der Wissenschaft enthalten ist und sich (in der Regel zum Nachteil von Frauen) mit dem Wahrheitsanspruch als Definitionsmacht setzt – und zugleich auf das Problem von Objektivitäts- bzw. Neutralitätsbehauptungen *selbst*, das heißt auf die Vorstellung oder die Behauptung, dass wissenschaftliches Wissen »objektiv« sei.

Diese zweite Fragestellung war keine originäre Entdeckung des Feminismus, denn sie war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als innerwissenschaftlicher Diskurs schon debattiert worden – aber der originäre feministische Beitrag bestand darin, den wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch nicht nur als spezifisch historisch beschränkt oder als interessengeleitet zu kritisieren, sondern darin die spezifischen Wirkungen von Androzentrismus und Sexismus zu vermuten und herauszuarbeiten und sie zudem nicht einfach als Ausdruck eines bewussten Kalküls einzuschätzen, sondern als eine viel grundsätzlichere »Formbestimmtheit« von Denk- und Wahrnehmungsroutinen.

Ein entscheidender Punkt, auf den die feministische Theorieentwicklung der 1970er Jahre dann sehr bald gestoßen war, liegt in dem grundsätzlichen Problem einer Möglichkeit von Erkenntnisgewinn: Wie kann man etwas Unerwartetes, Unbekanntes sehen/erkennen/dem Wissen zugänglich machen, wenn doch die notwendigen Voraussetzungen für einen unvorgeprägten Blick auf die Dinge fehlen? Umgekehrt ausgedrückt: Wenn wir nicht wissen, was wir nicht wissen – weil wir von derselben Grundlage an Denkgewohnheiten ausgehen müssen wie diejenigen, die wir kritisieren – wie kann uns dann ein Schritt gelingen, der eine andere Perspektive möglich machen würde? Da die Denkgewohnheiten einer Zeit (jeder Zeit) immer und notwendig strukturelle Denk-Begrenzungen mit

sich bringen (eine Terminologie, die auf Ludwik Fleck (1994 [1935]) zurückgeht¹), gelten diese tendenziell auch für die Kritiker_innen – denn das Erkennen ist die »am stärksten sozialbedingte Tätigkeit des Menschen« (ebd., S. 58): »Ein isolierter Forscher ohne Vorurteile und ohne Tradition, ohne auf ihn wirkende Kräfte einer Denkgesellschaft und ohne Einfluss der Evolution dieser Gesellschaft wäre blind und gedankenlos« (Fleck, 1983, S. 81). Daraus folgt zum einen, dass sich die Sätze aus vergangener Zeit in der heutigen Sprache nicht oder nur unzulänglich verstehen lassen (vgl. ebd., S. 75), und zum anderen, dass die Gewöhnung an androzentrische Strukturen auch den Blick der feministischen Wissenschaftlerinnen durchzieht und auch bei ihnen entsprechende blinde Flecken oder Fehlinterpretationen erzeugt. Diese seinerzeit entscheidende erkenntnistheoretische Frage der Möglichkeit eines Denkens des Noch-nicht-Gedachten und der Entfernung aus dem Schon-Gedachten ist bis heute für feministische Wissenschaftskritik zentral geblieben, auch wenn sich die Debatte an einigen Punkten deutlich verschoben hat. Dabei spielen natürlich die zeithistorischen Diskursveränderungen eine Rolle (wie etwa poststrukturalistische Ansätze, für die die »Unbestimmbarkeit« von Wissen einen anderen Stellenwert hat), aber eben auch die wiederholten Einwände aus der Geschlechterforschung, die beharrlich auf androzentrische und heteronormative Aspekte wissenschaftlicher Debatten hingewiesen hat. In diesem Zusammenhang hat sich der Ausdruck etabliert, dass Wissen »ein Geschlecht habe«.

Es lässt sich von hier aus schon erkennen, dass die beiden Problemdimensionen, die für feministische (Wissenschafts-)Kritik zentral waren, mit unterschiedlichen Referenztheorien angegangen werden mussten: Für die Frage der Herrschaftsförmigkeit und der Machtverhältnisse wurde vor allem in den frühen Jahren feministischer Theoriebildung und Wissenschaftskritik häufig an Marx angeknüpft (vgl. Becker-Schmidt in diesem Band), in Bezug auf Neutralitätskritik und Kritik am Wahrheitsanspruch der Wissenschaft aber war (und ist) die Psychoanalyse eine ausgezeichnete Verbündete.

Deren Brauchbarkeit, der wirklich unschätzbarer Beitrag der Psychoanalyse

1 Ludwik Fleck, ein polnischer Mediziner und Wissenschaftstheoretiker, erörtert dieses Phänomen am Beispiel wissenschaftlicher Entdeckungen in der Medizin und beschreibt, wie Erkenntnisprozesse strukturell dadurch erschwert werden, dass jede Konzentration auf etwas, das wir sehen und ansehen, davon begleitet wird, dass wir etwas anderes *nicht* sehen, weil das Entstehen der Fähigkeit, bestimmte Konstellationen und Gestalten unter dem Mikroskop oder im sozialwissenschaftlichen Beobachtungsprozess wahrzunehmen, »vom Schwinden der Fähigkeit begleitet wird, bestimmte andere wahrzunehmen« (Fleck, 1994 [1935], S. 62).

zum Denken über Individuen und Gesellschaft liegt – auch wenn das aus heutiger Sicht banal klingen mag – in der Entdeckung des Unbewussten, seiner Struktur und seiner strukturierenden Bedeutung. Die Psychoanalyse betrachtet den Menschen als jemanden, der die Gründe seines Handelns nur teilweise kennt, während ihm ganze Dimensionen des unbewussten Antriebs seines Handelns verborgen bleiben. Diese sind aber trotzdem hoch wirksam, weil sie unser *bewusstes* Handeln begleiten, es irritieren durch ein »winziges Zögern vor dem Sich-Schließen des Gedankens« (Warsitz, 1990, S. 222) oder dessen Richtung ablenken. Psychoanalyse interessiert sich dabei aber nicht nur für je individuelle Prozesse, sondern für die spezifische Wirkungsweise und »Formbestimmtheit« des Unbewussten – ein Aspekt, der dann insbesondere von Lacan weiterentwickelt wurde. Und deshalb geht sie davon aus, dass das Handeln des Menschen auf letztlich nicht ganz nachvollziehbare Art Ausdruck seiner Erfahrungen ist und deshalb mit den Gegebenheiten seines Körpers und seiner Geschlechtlichkeit ebenso aufs Engste verknüpft ist, wie mit den Strukturen seiner gesellschaftlichen Umgebung, deren Denkgewohnheiten und Denkbegrenzungen. So beschreibt Ricardo Rodulfo das Seelische als das »Ergebnis der Subjektivierung des biologischen Körpers«, über die »sich der Körper >vor sich selbst< repräsentiert und mit der Welt in Verbindung tritt« (Leiser, 2007, S. 151). »Die Psychologie entsteht im Feld der metaphysischen Spaltung *Psyche/Soma*, die Psychoanalyse dagegen aus dem Untergraben einer solchen Zweitteilung« und wenn die Psychoanalyse »etwas Neues zu sagen hat, dann über den *Körper*« (Rodulfo, 1996, S. 288). Wir haben es also offensichtlich mit einer sehr komplexen und undurchsichtigen Angelegenheit zu tun.

Christina von Braun (2009) hat kürzlich einem Sammelband den schönen Titel gegeben »Das Unbewusste – Krisis und Kapital der Wissenschaften.« Der Ausdruck »Krisis« steht dabei erstens dafür, dass die Behauptung eines Unbewussten an sich schon eine Zumutung darstellt für einen wissenschaftlichen Diskurs, der nach »Wahrheiten« sucht (oder meint, sie schon gefunden zu haben) und dass zweitens das Unbewusste selbst »Sand ins Getriebe der Wissensordnung« streut« (ebd., S. 9) und sie zwingt, ihre Wissensbestände zu überprüfen, zu korrigieren und zu erneuern. Der Ausdruck »Kapital« aber deutet darauf hin, dass Entwicklung – überhaupt Veränderung – nur durch Konfrontation mit dem Unbegreiflichen und Uneinschätzbaren in Gang gesetzt wird, mit Differenz, Frage und Beunruhigung. Die Beschäftigung mit dem, was ich *nicht* kenne und *nicht* verstehe, ist deshalb der Motor für die Überprüfung normativer Setzungen, Ordnungen usw. Diese Auffassung gerät aber unweigerlich in Konflikt mit denjenigen Personen oder Positionen, die jenen Wahrheitsan-